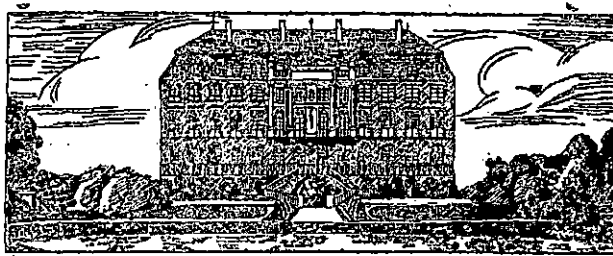


Brühler Heimatblätter

zur Pflege heimatlicher Geschichte, Natur- und Volkskunde

Erscheint jeden Monat als Beilage
der „Brühler Zeitung“,
Einzelnumm. 10 Goldpfennig.



Schriftleitung:
Seminar-Studienrat J. Niogen
Druck und Verlag:
Buchdruckerei P. Becker, Brühl
G. m. b. H.

Nr. 3

März 1925

6. Jahrgang

Zur Jahrtausendfeier der Rheinlande.

Von H. J. Heid.

Wie heute, so standen auch vor 1000 Jahren die Rheinlande im Mittelpunkt der westeuropäischen Politik. Dunkle Wolfenscheiter am politischen Himmel, Kämpfe und Unruhen, Zerstörungen und wirtschaftlicher und geistiger Verfall waren die Zeichen einer politisch stark bewegten Zeit. Seit der Teilung des karolingischen Reiches im Jahre 803 waren die Rheinlande nur selten zur Ruhe gekommen, auf ihrem Boden bei Koblenz und Strahburg, bei Andernach und Bonn waren die folgenschwersten Entscheidungen getroffen worden. Das Mittelreich war der Zankapfel, um den die Nachbarn im Westen und Osten fast ständig kämpften, bis im Jahre 925 die Rheinlande endgültig dem Ostreiche, dem Deutschen Reiche, zufielen.

Heute rüstet das rheinische Volk und mit ihm ganz Deutschland, die Erinnerungsfeier an diese Zeit würdig zu begehen. Wir müssen uns aber von vornherein darüber klar sein, daß es sich im Jahre 925 nur um die endgültige politische Eingliederung in den deutschen Staatsverband handelte, deutsch nach Volksart und Kultur waren die Rheinlande schon weit länger. Als Caesar an den Rhein kam, traf er auf dem linken Rheinufer zum größten Teil bereits germanische Stämme an; im Elsaß hatte der deutsche Herrscher Ariovist seine Herrschaft begründet, am Niederrhein vor allem sassen Germanen, darunter die Eburonen, die Caesar später als seine zähesten Gegner kennen lernte. Diese Germanen wurden aber in langer römischer Herrschaft völlig romanisiert, nur die Bataver im Rheindelta scheinen ihre sprachliche und völkische Eigenart gewahrt zu haben.

Vollends regermanisiert wurden die Länder am Rhein in der Völkerwanderungszeit, wo germanische Scharen über den Rhein brachen und die römische Herrschaft zerrümmerten. Nicht auf einen Schlag, sondern in einer Reihe von Vorstößen, die zunächst von den Römern aufgefangen wurden. Glanzvoller als die Geschichte der in zähem Ringen sich vorarbeitenden Stämme am Rhein sind die Züge der Gothen, Langobarden und Vandalen, der Stämme, die in gewaltigem Ansturm das alternde Römerreich aus den Angeln hoben und auf den Trümmern ihre Reiche gründeten, in Italien, Gallien, Spanien und Afrika. Diese hatten jedoch keinen Bestand, unter der südlichen Sonne inmitten stammfremder Bevölkerung büßten sie ihr Volkstum ein, ihre Staaten verschwanden. Dagegen haben die Germanen am Rhein und an der Donau, in enger Verbindung mit dem Mutterlande stehend, sich durchgesetzt und ihren germanischen Charakter bewahrt. Wie weit die Germanen geschlossen vorgedrungen sind, zeigt uns noch heute die deutsch-französische Sprachgrenze, die trotz aller

Verschiebungen auf staatlichem Gebiete ihre Richtung im Verlaufe von nahezu 1500 Jahren im wesentlichen beibehalten hat. Am Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr. einigte der Frankenkönig Chlodwig (481—511) die verschiedenen Stammesgruppen und Teilkönigreiche und schritt nun erobernd zur Schaffung eines großen Einheitsstaates; die Ripuarier um Köln, die Burgunder um Worms, die Alemannen um Strahburg wurden seiner Herrschaft untertan, ebenso wie der letzte Rest des Römerreiches in Gallien, das Gebiet des Syagrius im heutigen Nordfrankreich.

Chlodwigs Nachfolger dehnte das Reich bis weit nach Gallien hinein und nach Osten bis zum Thüringer Wald hin aus; selbständig blieben in Deutschland nur die Sachsen und Bayern.

Man hat die Verwüstungen durch die germanische Völkerwanderung und ihre verheerende Wirkung für die römische Kultur früher erheblich überschätzt. Gewiß, wo gekämpft wird, wird zerstört; doch blieb vieles von der bereits absterbenden röm. Kultur erhalten und die Germanen waren befähigt, die Reste der röm. Kultur zu übernehmen, und selbständig weiter zu entwickeln. Kulturlos war die Zeit der Merovinger nicht; aber es war eine von der bisherigen Einheitskultur verschiedene germanisch-romanische Mischkultur. Auch die christliche Kirche hat die Stürme der Völkerwanderung überdauert und durch die enge Verbindung mit dem Staate war sie befähigt, ihre Aufgaben in glänzender Weise zu erfüllen.

Im 7. Jhd. übernahmen die tatkräftigen und klugen Karolinger, die in der Nähe von Metz begütert waren, die Herrschaft im Lande, die den Schwächlingen aus dem Merovingerhause entglitten war.

Pippin und sein Sohn Karl der Große (768—814) schufen dann in langen Kämpfen das große Reich, das die Idee des Universalstaates von den Römern übernahm, und als äußeres Zeichen die Kaiserkrone aus der Hand des Papstes. Karls Herrschaft reichte von den Pyrenäen bis zur Elbe, und vom Mittelmeer bis zur Nordsee. Und in diesem Reiche bildeten die Rheinlande das politische, wirtschaftliche und geistige Kernstück. Karl der Große hielt sich meist hier auf, Nachen wurde die bevorzugte Residenz, auch lagen die Pfalzen von Nimwegen und Ingelheim an den Ufern des Rheines. Die Zeit Karls des Großen war eine Glanzzeit des Mittelalters, an ihr hatte das Rheinland den größten Anteil.

Doch schon bald nach Karls des Großen Tode begann der Abstieg; der Sohn des großen Vaters erwies sich als zu klein, das Reiche unter seiner Botmäßigkeit zu halten. Zwistigkeiten im eigenen Hause erschweren die Stellung Ludwigs des Frommen. Im Jahre 843 wurde er von seinen Söhnen gezwungen, das Reich unter sie zu teilen. Dabei wurde der Gedanke der Universalmonarchie nicht fallen gelassen, die Teile sollten nur Interessensphären innerhalb des Gesamtreiches darstellen. Daher auch die unmögliche Gestalt des langgestreckten Mit-

telreiches, das von der Nordsee bis nach Italien reichte. Und doch war der Vertrag von Verdun der Ausgangspunkt für das Auseinanderfallen des großen fränkischen Reiches, für die Entstehung Frankreichs und des Deutschen Reiches. Das Mittelreich aber, das nicht verteidigungsfähig war, bildete seit 843 das Objekt der Wünsche der beiden Nachbarn.

Die Westgrenze des Mittelreiches bildete die Schelde und die obere Maas, die Ostgrenze zum großen Teil der Rhein: nämlich von der Mündung bis nördlich Straßburg und von St. Goar bis zur Ruhrmündung. Nördlich der Ruhrmündung verlief die Grenze auf rechtsrheinischen Boden bis zur Mündung der Weser in die Nordsee. Zwischen Straßburg und St. Goar dagegen griff das ostfränkische Reich weit auf die weingefegneten linksrheinischen Lande (Rheinpfalz, Rheinhessen und Nahegegend) über:

Lothar I. fiel das Mittelreich und die Kaiserkrone zu. Und schon bald stellte sich die Unmöglichkeit heraus, das schmale, aber langgestreckte Reich von einer Stelle aus zu leiten. Lothar teilte wiederum das Reich in drei Teile und zog sich nach einem unruhigen, kampfburchtobten Leben in das von seinen Ahnen gegründete Kloster zu Prüm zurück. Das mittelfränkische Reich fiel auseinander, Italien und Burgund wurden selbständige Reiche und auch der nördliche Teil bildete unter Lothar II. ein eigenes Königreich, Lotharingen = Lotharii regnum. Es umfaßte alles Land zwischen Rhein, oberer Maas und Schelde innerhalb der bereits oben beschriebenen Grenzen, und reichte bis zur Nordsee. Aachen war die Hauptstadt dieses Landes. Doch auch Lothar II. sank früh und ohne Erben ins Grab. (869).

Jetzt meldeten die noch lebenden Karolinger im Westreich (Karl der Kahle) und im Ostreich (Ludwig der Deutsche) ihre Ansprüche auf das verwaiste Land an. Der drohende Kampf wurde vermieden und im Vertrage von Meerssen (870) teilten die Brüder sich in das gemeinsame Erbe. Doch als Ludwig der Deutsche im Jahre 876 starb, glaubte Karl der Kahle sich nicht mehr an den Vertrag gebunden und besetzte das ganze Land bis zum Rheine. Ludwigs gleichnamiger Sohn trat seinem Onkel, der sich in Italien zur besseren Fundierung seiner Ansprüche auf ganz Lotharingen die Kaiserkrone geholt hatte, mit schwächerem Heere bei Andernach entgegen und schlug den westfränkischen Heerführer in entscheidendem Schlage nieder. Damit war der Rhein für die deutsche Kultur gerettet. Bald nach der Niederlage (877) starb Karl der Kahle gebrochenen Herzens. Heftige Thronstreitigkeiten im westfränkischen Reiche, in denen dem ostfränkischen Könige von einer Partei auch die Krone im Westreich angeboten wurde, gaben Ludwig III. die Gelegenheit, ganz Lotharingen für das Ostreich zu erwerben. (Verträge von Verdun 879 und Ribemont 880). Bis etwa zum Jahre 911 gehörte daraufhin Lotharingen zum ostfränkischen Reiche. Es waren aber nichts weniger als Zeiten der Ruhe, die den Rheinlanden beschieden waren. Die Parteiheiden der Grafen und Großen des Landes um die Ausdehnung ihrer Einflußsphären waren noch das kleinere Uebel; sie schwächten aber die Waffenfähigkeit des Landes, das damit den Raub- und Plünderungszügen der Normannen oder Wikinger wehlos offen stand. „Mit angeborener Grausamkeit alles verhehlend“, brandschakten sie blühende Städte und fruchtbares Land. Neuz, Köln, Bonn, Jülich, Jülich und Aachen und zahlreiche Klöster, darunter Stablo, Malmédy, Kornelimünster und Prüm gingen in Flammen auf, man verächtete, wie der Chronist erzählt, weder Alter noch Geschlecht. Die Jahre 881 und 882, und die Jahre 891 bis 892 waren die schrecklichsten für die Rheinlande. Jahr für Jahr schredete die Normannengefahr und nur selten glückte es, die Raubharen im offenen Felde zu stellen und zu schlagen. Raum war dann die Normannengefahr beschworen, da brachen aus der ungarischen Ebene die mongolischen Horden in das ostfränkische Reich und drangen mehrmals auf ihren zähen Pferdchen wie im Fluge bis

an den Rhein, im Jahre 911 sogar bis ins Matfeld und an die Uhr vor.

Der Mangel einer starken Zentralgewalt war die Hauptursache für die Leiden der Normannen- und Ungareinfälle. Die Einheit des Landes zerfiel und in Lotharingen waren es verschiedene Grafen, die nach größerer Macht strebten. Um die lokalen Gewalten in Schach halten zu können, übertrug der König Arnulf von Kärnten im Jahre 895 das lotharingische Königreich seinem natürlichen Sohne Zwentibold, der nur lose an das Ostreich gebunden war. Zwentibold aber war ein junger, politisch ungeschickter, gewaltthätiger und roher Mann, dessen Herrschaft wenig dazu angetan war, die Unbotmäßigkeit und die Selbstständigkeitsbestrebungen der Großen des Landes zu meistern. Vielmehr überwarf sich Zwentibold bald mit dem mächtigen Grafen des Hennegaus Reginas, dem sich die Mehrzahl der lotharingischen Grafen angeschlossen. Im Kampfe mit diesen ist Zwentibold dann im Jahre 900 gefallen, kurz nach dem Tode seines Vaters (899).

Diesem folgte als letzter Karolinger im Ostreich ein Kind. Zwar führte der Vorsteher der lotharingischen Kanzlei, der Erzbischof von Trier, die Regierungsgeschäfte. Diesem jedoch fehlte königliche Machtstellung und Ansehen. Auch ein Versuch, ein rechtsrheinisches, dem Königshause ergebenes Grafengeschlecht auf das linke Rheinufer zu verpflanzen und ihm durch Verleihung mehrerer Grafschaften eine überragende Stellung und den Herzogstitel zu geben, mißglückte an den Widerständen der einheimischen Großen. Auch die Treue der Bischöfe Lotharingens konnte das Unheil nicht abwenden, das nach dem Tode Ludwigs des Kindes des letzten Karolingers in Deutschland 911 eintrat.

Während die rechtsrheinischen Großen als Nachfolger des „königlichen Kindes“ den Grafen Konrad von Franken, einen ganz entfernten Verwandten des Karolingerhauses, wählten, und damit ihre Selbstständigkeit betonten, hielten die Lotharinger an dem karolingischen Herrscherhause fest, und traten zum Westfränkischen Reiche über, wo noch ein Karolinger, Karl der Einfältige, auf wackelndem Throne saß. Konrad I. hat sich mehrere Jahre vergeblich bemüht, die lotharingischen Lande wiederzugewinnen.

Aber auch Karl der Einfältige hatte keine ungekrühte Freude an dem neuen Zuwachs seines Reiches. Graf Reginar von Hennegau, hatte seine alte Machtstellung zu behaupten gewohnt; ihm folgte 915 sein Sohn Gisbert, „ein nach Unabhängigkeit strebender, ehrgeiziger und unzuverlässiger Mann, der die Schaufelpolitik Reginars fortsetzte“ (Lévison). Er empörte sich gegen Karl den Kahlen, und glaubte dabei auf die Hilfe Heinrichs I., des neuen Herrschers im Deutschen Reiche, rechnen zu können. Doch Heinrich I. (919—936) fühlte sich noch zu schwach; er war mit der Festigung seiner eigenen Stellung und mit Kämpfen im Osten gegen Slaven und Ungarn beschäftigt, er konnte Reginar nicht beispringen. Im Gegenteil, er erkannte die Herrschaft der westfränkischen Karolinger in Lotharingen an und schloß mit Karl dem Einfältigen auf einem Rheinschiffe bei Bonn einen Freundschaftsvertrag (7. Oktober 921). Damit schienen die Rheinlande für Deutschland verloren. Doch bald wandte sich das Blatt. Der schwache Karolinger auf dem westfränkischen Throne hatte sich der heftigsten Angriffe zu erwehren. Gisbert nahm sein Doppelspiel wieder auf. Möglich ist auch, daß König Karl von Westfranken sich um Hilfe an Heinrich I. wandte, und ihm dafür Lotharingen versprach. Karl aber konnte sich nicht halten, er geriet in die Gewalt seines nichtkarolingischen Gegenkönigs Rudolf von Burgund (923). Die lotharingischen Großen hielten sich daraufhin nicht mehr an Westfranken gebunden, und auf Veranlassung des Grafen Gisbert und des Erzbischofs von Trier erschien König Heinrich I. mit einem Heere in Lotharingen. Doch wechselte der eifersüchtige Gisbert nochmals die Partei und trat zu Rudolf von Burgund über, um seine eigenen Geschäfte zu betreiben (925). Das veranlaßte Heinrich I. nochmals mit starkem Heere in Lotharingen ein-

zubrechen. Er belagerte und bezwang Giselbert in seiner Feste Zülpiach. Die lothringischen Großen traten nunmehr geschlossen zu Heinrich über (Gotharingii cuncti Henrico regi se committunt berichtet der Chronist Floberard) und auch Giselbert erkannte seine Oberhoheit an. Er behielt seine herzogliche Stellung, und Heinrich gab ihm, um ihn enger an seine Person zu knüpfen, seine Tochter Gerberga zur Frau.

Damit brach für die Rheinlande eine neue Zeit an, die Zeit eines selbständigen Mittelreiches, und die Zeit des Schwankens zwischen Ost und West war vorüber; für die folgenden Jahrhunderte waren die Rheinlande mit dem rechtsrheinischen Deutschland auf Gedeih und Verderb verbunden. Der Rhein trat aus seiner Grenzstellung heraus und wurde die hochschlagende Pulsader im Deutschen Reiche. Der feste Anschluß an Deutschland, die dauernde Verknüpfung mit dem deutschen Staatsganzen ermöglichte die Erhaltung und Fortentwicklung deutscher Kultur am Rhein.

Der Rhein.

Als im Beginn der Zeit die Natur die Berge gegründet und das Becken des Meeres ausgehöhlt hatte, trat sie aus ihrem Wollenzelt zum Gotthard und sprach: „Es geziemt sich, daß sich zu dem Großen das Gute und zu dem Starken der ferne Wirkungskreis geselle. Du stehst fest; aber ich will dir einen Sohn geben, der deine Kraft und deinen Segen, die du aus der Höhe empfährst, in die Ferne trage!“

Sie sprach es; da quoll aus dem Berge der Rhein. Fröhlich und frei, voll Kraft und Mut, wallte der junge Strom das Gebirge hinab. Spielend stürzte er sich in den Bodensee; aber der See fesselte ihn nicht. Die Wellen des Sees taten sich doneinander; ungeschwächt und unverändert kam der jugendliche Strom wieder empor und setzte seine Bahn fort. Denn er war ein Sohn der Natur und auf dem Gebirge aus den Wolken geboren.

Nun zum Jüngling erstarrt, erkor er sich seine Bahn. Die edle Natur irret nicht in ihrer Wahl. Sie erkletet das Große und Gute. — Er grub sich selbst seinen Weg durch Felsen und Gebirge. Sie übten und mächtigten die Fülle seiner Jugendkraft. Dafür begrenzten auch Nebengebirge den Pfad des Jünglings.

Herrlich war seine Laufbahn. Hundert Ströme und zahllose Bäche begleiteten ihn und vermischten ihre lieblichen Wellen mit seinen kraftvollen Fluten. Denn das Göttliche zeucht an sich das Edle, und das Hohe strebt sich zu vereinen mit dem Höchsten.

Männlich und ruhiger ward jetzt sein Gang. Stiller floß er dahin; aber nicht schwächer. Die Strenge des Winters wollte mit ewigen Fesseln ihn binden. Er zerriß sie, wie man Fäden zerreiht. Er hatte die Kraft seiner Jugend geübt und Felsen zerrissen. —

Sein Strom giß einem geglätteten Spiegel. Nicht die fröhliche Rebe, die Frucht der Gebirge, aber segensreiche Kornfelder umgaben ihn: sein Rücken trug Schiffe und Flöße. — So gebietet die stillere Kraft auch das Nützliche zu dem Schönen.

Er nahete sich nun dem Ziele seiner Laufbahn. Da teilten Menschenkunst und des Bodens Fläche den geduldigen Strom in vielfache Gewässer, die man mit anderen Namen benennt.

Water Rhein heißt er, wo man seiner Kraft und Segnungen gedenket.

Friedrich Adolf Krummacher.

Märzfahrt zum Vorgebirge.

Eine lachende Frühsonne hebt sich über dem wälder-dunklen Rücken des Vorgebirges aus flatternden Dünsten in den zartblau-blauen Himmel. Ueber die noch winterlich-fahlen Feldfluren der weiten Erftebene breitet sich süm-

mernder Goldglanz. Langende Wäden schwingen zum erste male nach langem Winter Schlaf in schwellendem Rhythmus, vor uns auf dem schmalen Feldpfade, auf und nieder. Am Feldrain erschließen sich die ersten Sonnenlinder, goldstrahlige Blüten des Huslattiä.

Die geschlossene steile Wand des Vorgebirges rückt unversehens näher. Deutlich erkennt man hier, daß der jähe Hang des Rückens nicht durch die Tätigkeit des fließenden Wassers, sondern durch eine Ablenkung des westlich angrenzenden Gebietes, der heutigen Erftebene, entstanden ist. In wunderlichen Säulungen und Rehren drängt der wasserreiche Swistbach sich an den Steilrand heran, schafft hier eine reizvolle Buchtung, einen Talkessel, während er drüben mäandergleich um eine kühn und schroff vorgreifende Bergnase sich herumwindet. Die geschützten Buchten scheinen schon früh zur Ansiedlung gereizt zu haben; denn die dort gelegenen Güter Hovenerhof, Swisterhof, und Dobschleiderer Hof gehen wohl sicher bis in die Franzosenzeit zurück.

Wir überschreiten die Swist dort, wo sie aus den Wiesengründen in das offene Brachfeld sich verliert. Das Wiesengelände des Hovenerhofes bildet den Mittelpunkt des westabgeschiedenen Talkessels. Eine riesige Eiche ballt sich über die breitgelagerten Hofgebäude wie ein starrer Rede. Die baumbilden Reste des Riesens überspannen einen ganzen Garten.

Gleich südlich des Hofes drängt sich eine fast quadratische, von der Swist umflossene Bergnase aus der Hochfläche des Vorgebirges hervor, die nach drei Seiten steil in den Sumpfund des Tales abstürzt. Wir begeben uns zur Landseite dieser Nase und sehen nun wie dort die Zunge von einem mächtigen, tiefen Spitzgraben durchschnitten ist. Damit charakterisiert sich die Anlage als eine Abchnittsburg, als eine Burg, die nicht allseitig von Wällen und Gräben umzogen ist, sondern nur an der bequem zugänglichen Landseite abgesperrt ist. Mit verhältnismäßig geringer Mühe ist also ein völlig unzugänglicher Platz geschaffen worden, wo sich mehrere hundert Familien leicht unterbringen ließen. Dabei hatte man einen ungehinderten Ausblick über die flachdehnende Erftniederung. Der einzige, noch erkennbare Eingang an der Südseite gelegen, war so beschaffen, daß ein Wagen bequem durchfahren konnte. Außer einigen römischen Ziegeln, die im Abhange des Bergfegels sich fanden, deuten noch keinerlei Spuren auf die Zeit der Entstehung der Wallburg. Allen Anscheine nach hat es sich nicht um einen ständig bewohnten Platz gehandelt, sondern um eine Fluchtburg, in welcher die Anwohner der Erft bei drohender Gefahr Schutz suchten.

Dem zum Eingange des Wallringes zielenden alten, nicht mehr benutzten Wege folgen wir nach Süden. Merkwürdig wie dieser, kaum noch erkennbare Weg, sich an den steil abfallenden Hang anklammert und jeder Einbuchtung getreulich folgt. Wir freuen uns, wieder ein köstliches Idyll gefunden zu haben. Dieser Weg nämlich läßt, wenigstens jetzt im zeitigen Frühjahr, die Aussicht auf die Ebene frei. Die Bachwiesen leuchten im ersten frischen Grün, so daß die grauen Buchen- und Eichenstämme im fallenden Hange wie wuchsende Pfeiler sich abheben. Weitspannende Haselstauden überwölben den alten Pfad, dem wir in gespannter Aufmerksamkeit folgen. Wird uns der Weg einen Fingerzeig geben, zur Lösung des Rätsels? Aber schon nach wenigen Minuten sehen wir, daß der Weg schnurstraks auf Metternich zuläuft. Dieser Ort war zweifellos in römischer Zeit schon vorhanden.

Einer neuentdeckten römischen Trümmersstätte galt dem auch unser nächster Besuch. Ueber die steinige magere Feldflur, die auf der Hochfläche des Vorgebirgsrückens die Dorfau Metternichs umsäumt, streben wir wieder dem Walde zu. Dort, etwa eineinhalb Kilometer südöstlich des Ortes, vom „Schmaden-Jagdweg“ durchzogen, hat man vor nicht langer Zeit eine Rodung angelegt. In den neu entstandenen Feldern zeichnen sich dort eine größere Anzahl dunkler Flecken ab, die allem Anscheine nach die Ueber-

reste eines größeren geschlossenen Gutshofes darstellen. Die Lage des Wohnhauses, auf einer leichten Erhöhung, wird gekennzeichnet durch Ziegelreste und Gefäßscherben der römischen Zeit. Auffallend ist ein Kranz von üppig grünen Kolonien des Simgrünes in den angrenzenden Waldstrichen, so daß uns die aufgestellte Behauptung, daß dort wo Römerspuren vorkommen, auch das Simgrün nicht fehle, recht wahrscheinlich vorkommt. Vielleicht haben die Römer das Pflänzchen zu demselben Zwecke verwendet wie wir, zum Schmucke der Gräber.

Von der Römerstätte wandern wir nordwärts durch den knospenden Wald. In den windstillen Waldhallen ist es angenehm warm. Ueberall ein Keimen und Sprießen. An den mit Kästchen behangenen Haselnußzweigen haben die purpurn leuchtenden Blütchen sich eben entfaltet. Gelbgänzende Zitronenfalter schaukeln paarweise zwischen den braunknospenden Waldsträucher. Geballte Turmwolken, in kaltem, schneeigem Weiß, streben hinter kahlem Astwerk majestätisch in die Höhe. Auffällig erscheint uns in diesem Waldstrich das Vorherrschen der Linde.

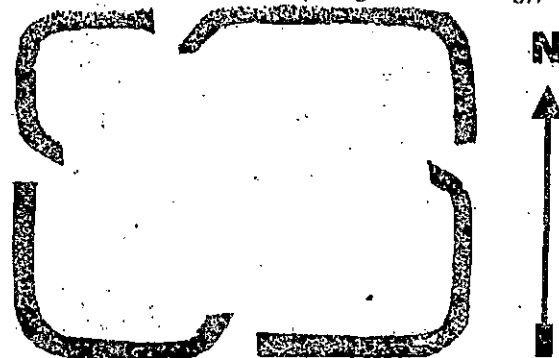
Wir erreichen jetzt ein vom Swistbachtal nach Osten in das Vorgebirge sich einschneidendes Quertal, an dessen steilen Südhang der Dohlschleiderhof Schutz sucht gegen den hier sich ungehemmt auswirkenden Südwestwind. Die unmittelbar nach dem Hofe zu öffnende Grube, augenscheinlich sehr alt, bringt bemerkenswerte geologische Aufschlüsse. Die unteren Schichten zeigen wechsellagernd Sand mit mittelstarkem Gerölle. Als Abschluß nach oben finden wir eine Schotterdecke mit auffallend grobem Gerölle, darunter anscheinliche Basaltblöcke. Die nach dem Quertale zugeneigte Schicht wird überlagert von einer etwa 4 Meter starken Lössdecke, die in charakteristischer Weise senkrecht ansteht. Die starke Lössablagerung gerade an dieser Stelle wird uns wiederum zu einem Beweise für den äolischen Ursprung des Lösses. Während am ganzen Westhang des Vorgebirges keine Spur von Löss zu finden ist und auch die gegenüberliegenden Talhänge des Quertales von Löss vollständig frei ist, hat sich hier im Windschutz des steilen Hanges eine mächtige Ablagerung dieser lockeren Stauberde niederschlagen können. In den mittleren Schichten zeigen sich zahlreiche Lössknechtchen. In den unteren Lösslagen, direkt über der Riesenschicht konnten wir zahlreiche Lösskinder oder Lösspuppen feststellen; zum Teil von bedeutender Größe.

Nach Ueberschreiten des Quertales wandern wir auf der ebenen Hochfläche ohne Weg, durch den abwechslungsreichen Gestrüppwald, der bald parkähnlich sich lichtet, bald wieder zu schier undurchdringlichem Dickicht sich zusammenschließt. Der von Wildschweinen durchwühlte Boden sagt uns, daß wir in abgelegenen Strichen des Vorgebirges wandern, wo man tagelang umherstreifen kann, ohne einem Menschen zu begegnen.

Des Hellwegs blanke Bahn ist überschritten und im fallenden Hange biegen wir am Waldrande nach links ab, um in einem tief eingerissenen Talsiefen, wo allerorten tieine vorwihige Quellen zu einem rauschenden Bächlein sich sammeln, hinunterzusteigen. Hoch oben auf dem jenseitigen, steilen Hange, erheben sich die drohenden Wälle der Albeburg. Der Besuch des Erdwerkes war für uns um so bemerkenswerter, weil es uns gelang, im Vorwalle der Burg, Reste von römischen Dachziegeln, sowie einen behauenen Tuffstein zu heben. Im Verein mit den schon früher im Graben gefundenen römischen Gefäßscherben, haben wir damit einen Anhaltspunkt für die Herkunft der Wallburg.

Das Vorgebirge sowie der angrenzende Kottenforst sind verhältnismäßig reich an alten Befestigungen, deren Herkunft noch unsicher ist. So befinden sich im Kottenforst drei Viereckschanzen, die völlig mit dem Erdwerk an der „Breiten Alee“ westlich von Ulfter übereinstimmen. Mit dem Unterschiede, daß sie vollständig umwallte Plätze darstellen und nicht wie diese, nur zu einem Teile fertiggestellt worden sind. Alle vier Schanzen sind genau

nach den Himmelsrichtungen gerichtet. Die Wälle zeigen sich außerordentlich stark verwaschen, von Gräben ist dagegen nicht die geringste Spur zu entdecken. Bei der am südlichsten gelegenen Schanze (Vergl. Abbildung), ist an



Erdwerk im Kottenforst.

jeder Seite ein Eingang noch deutlich zu erkennen. Das Wallende biegt dort jedesmal schräg nach innen um in einer Länge von etwa 16 Meter. Dabei liegt bei jedem Tor dieses Wallende auf der rechten Seite. Bei der mittleren Schanze lassen sich noch drei solcher Eingänge erkennen; dagegen bei dem Erdwerk am Paulshof, das am stärksten verwaschen ist, kann man mit Sicherheit nur noch einen Zugang feststellen. Die Anlagen sind erst vor einigen Jahren beim systematischen Absuchen gefunden worden. Mitglieder des Brühler Eiservereins sind die ersten, welche diese Erdwerke beschäftigt haben. Nach unserer Vermutung haben wir darin frühromische Marschlagern zu sehen.

P. A. Tholen.

Kurfürstliche Verordnung gegen Baumfrevel.

Von Gottes Gnaden Wir Clement August, Erzbischoff zu Cöln, etc. Thuen kund und zu wissen; Demnach Uns zu ungnädigstem Mißfallen zu vernehmen vorgekommen ist, daß verschiedene besoffene oder sonst willmüthige Bauren-Knecht und andere Passanten sich nicht enthalten, die zum Besten und Zierath des Publici an- und neben die Land-Strah vor S. Severins Pforten bey Cöllen und sonsten dier- und jenseits Hersel gepflanzte Bäume entweder mit schneiden oder hawen zu verlegen, und wohl gar vermessener Dingen abzuhawen, oder mit denen Wurhelen auszureissen, und dan Wir sothanen Frevel und Muthwillen nachdrücklich bestraffet wissen wollen; So verordnen und setzen Wir hiemit, daß diejenige, welche zum erstenmahl auff dergleichen werden betreten werden, es seye in Trundenheit oder Nüchternen, daß durch schneiden oder hawen die Bäume geschändet, abgehawen oder gar ausgeworffen haben, entweder mit einer schwarzen Brucht, oder dem Kerker, nach Befinden des Verbrechens, bestraffet werden sollen; würde aber jemand hieran das zweytemahl pflichtig befunden, soll derselb gestaltten Sachen und Umständen nach mit der Straff der Relegation, und gar denen Staupen-Schlägen, belegt werden, und damit hierauff desto genawere Achtung gegeben werde, befehlen Wir allen und jeden unseren, auch denen Zöllneren Obachtteren an denen Barrieren, hiemit grädigst und ernstlich, darauf zu inoigilliren, und daran zu seyn, daß die Verbrechere alsofort zu gutem Verwahr gebracht, und also gleich darab an unseren Hoffrath berichtet werde. Auff daß auch sothane Frevelere nicht etwa durch Stillschweigen deren davon Wissenschaft überkommender verhehlet oder verschonet werden, so versprechen Wir demjenigen, welcher einen dergleichen Baumschänder anbringen und überzeugen wird, einen dritten Theil der andictirender Bruchten, oder sonst ertleckliche Recompens; damit aber sich niemand dieses Edicti und darin vermeldeter Straff halber mit der Unwissenheit entschuldigen möge, so ist selbiges an- und bey Seiten gemelten Stenwegs zur Wissenschaft und Nachricht anzuschlagen befohlen worden. Urkund dieses. Geben in unserer Residenz-Stadt Bonn den 19. Decembris 1729.

*) Vgl. Brühler Heimatblätter, 4. Jahrg., Nr. 9.